Zeitschrift: Pamphlet
Herausgeber: Professur für Landschaftsarchitektur, Christophe Girot, ETH Zürich
Band: - (2023)
Heft: 27: Terrain vogue

Artikel: Unverfügbarkeit
Autor: Kirchengast, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1044318

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

U

UNVERFÜGBARKEIT

UNVERFÜG-BARKEIT

Albert Kirchengast

Zum für die Zukunft unseres Zusammenlebens Wesentlichen gehört wohl die gesellschaftliche Entdeckung der Unverfügbarkeit. Wie aber entdecken, was dem Entdecken sich selbstredend entzieht? Indem man nachfragt: «Unverfügbarkeit?» Albert Schweitzer sprach schlicht von der «Ehrfurcht vor dem Leben», um sein Ethos zu fassen. Abgesehen von christlichen Konnotationen, jedoch zur Vermeidung profaner Kurzschlüsse ohne Aufgabe der Transzendenz, handelt es sich bis heute um die Lebendigkeit als Geheimnis der Dinge. Es geht aber nicht allein um das Leben der Menschen. Die Grenzen des Lebendigen haben sich längst verschoben, erweitert, aufgeweitet bis ins Feld dessen, was die Schulbiologie einst «tote Materie» nannte. Die Ökologie der Unverfügbarkeit umgreift Mensch, Tier, Pflanze, Stein und Ding als Verbund des Daseienden. Darin liegt gerade die Chance, dass Kultur sich nicht gegen das Lebendige richtet, sondern sich als kulturelle Ökologie neu begreift.

Hartmut Rosa hat diesen Topos in die Soziologie eingeführt und in der Tendenz der kapitalistischen Fortschrittsökonomie, alles sich «verfügbar machen zu wollen», deren Fatalismus erkannt. Und so führt die Zeit uns alltäglich die «Unverfügbarkeit» – oder unser Fehlen an ihr – vor Augen. Nicht die Zeit der Uhren. Kultur scheint ja als Konsumismus, als Absage an die schöpferische Kraft der Arbeit und als Hinwendung zur Freizeit als paradox-kollektive Monotonie des «Individualismus» nichts anderes als jener Verblendungszusammenhang zu sein, der den Stachel des Todes ziehen wollte; des Todes als negative Unverfügbarkeit ewigen Lebens. Diese moderne Grundtendenz erreicht nicht mehr, als das Schicksal des Menschseins dumm zu verwischen, dass nämlich Sinn nicht buchstäblich würde. Wenn Friedrich Nietzsche die Ästhetisierung des Lebens als rettende Losung auf diese nihilistische Erkenntnis hin ausgab, schätzte schon er «Lebendigkeit» als Gegenkraft, verlagerte sie aber noch ins mittelmeerische Jenseits einer apollinisch-taghellen Kultur. Eine andere Form der Überschreitung geschieht dagegen in den Allianzerscheinungen zyklischer Zeit mit unseren Sinnen, täglich und überall.

Hier einige vorläufige Notizen zur Frage unverfügbarer Lebendigkeit.

Bleiben wir zunächst bei der Ästhetik. Der Philosoph Martin Seel sprach – nach einer langen landschaftstheoretischen Debatte und mit dem Ziel, die grundlegenden phänomenologischen Erfahrungsmomente unseres Natur-Verhältnisses zu entstauben – von «positiver Kontingenz». Er bringt es auf den Punkt: Fröhlichsein und Traurigkeit angesichts der Selbsttätigkeit des Blühenden und Welkenden. Wir dürfen teilhaben; eine schöpferische Teilhabe, deren Sinn gerade darin bestünde, unbegründet aber erfüllt zu sein. Welche Freude, dass wir uns nicht auf die Schliche kommen! Nie.

Das hiesse aber auch: Es geht um Gestaltung in allen Belangen des Lebens. Dazu braucht man kein Romantiker werden, es genügt Landwirt und Vordenker zu sein wie Wendell Berry. «Quantity versus Form» lautet das Schlagwort eines seiner kulturstiftenden Essays: «Form permits us to live and work gracefully within our limits.» Wer sich für die begrenzte Form entscheidet, stiftet mithin den Zusammenhang der Nahrung, des elementaren Austauschs von Selbst und Natur in wachsenden Landschaften. Dort bleibt der Mensch ein Kulturwesen mit Natur, das sich der zyklischen Zeit entzieht (etwa im gefüllten Gefäss einer Schale oder der Wärme eines Zimmers), indem er sich als grösserer Organismus stabilisiert – ohne je still zu stehen.

Noch ein Drittes: Matthew B. Crawfords Welt als Wirklichkeit jenseits medialer Repräsentationen, die die Brücke schlägt vom Kunstvollen zum Versorgenden, nun weiter zum allgemeinen Tätig-Sein: In der handfesten «Begegnung zwischen dem Selbst und der rohen, fremden Andersartigkeit des Wirklichen wird Schönheit möglich». Wir dürfen uns nicht geisseln, wir müssen uns nur lustvoll an unseren Platz begeben als Wesen, die hervorbringend, nicht herausfordernd, *poetisch* tätig sein sollten: in allem also *gärtnerisch*.

Am Schluss von so viel Ungesagtem also noch immer die Poesie. Zu einer der seltsamen wie seltenen Begebenheiten im Lauf des Lebens eines Lesers gehört die Erfahrung, lesend an die Grenzen des Sagbaren geführt worden zu sein – dies aber erst wiederlesend zu bemerken, um so doch weiter zu wandern. Etwa mit Rilkes *Duineser Elegien*, mit denen der Dichter selbst ja von 1912 bis 1922 gerungen haben soll. Der Junge hat sie wohl als dichten Schwall erfahren; Worte, die gelesen, erklungen und gehört sich auflösten, lebendig wurden, nicht nur als Sprach-, sondern als Sinnraum ihn umfassten. Sie wurden lebendig, sie waren da und berückend – doch nicht begriffen. Heute weiss er, dass es nicht viel mehr zu sagen, sondern nur zu leben gibt, wenn es da heisst: «Es bleibt uns vielleicht / irgend ein Baum an dem Abhang, daß wir ihn täglich / wiedersähen; es bleibt uns die Straße von gestern / und das verzogene Treusein einer Gewohnheit, / der es bei uns gefiel, und so blieb sie und ging nicht.» Der verschwisternde Sinn liegt im poetisch festgehaltenen, im Moment des Lesens stets wieder freigegebenen

Einklang menschlicher Form-Zeit mit der Dynamik des Lebendigen. Ins Heiter-Hymnische, das an der Adria, hoch oben im Schloss von Duino, bei der Fürstin sich mit dem Elegischen verband (darunter die Schächte des Krieges), vermengen sich Feier und Klage zur Ambivalenz des Phänomenologischen. Baum, Ufer und auch die Wolken sind am Ende da wie am Anfang: «Schau in die Wolken, dort lebt immer ein Text, den es nicht gibt, den musst Du finden», meint der alternde Mann Martin Walser. Die Zeit geht auch ihn, den Baum, an – doch Wiederkehr ist sein Naturell. Er wächst aus sich. Wir werden einander ähnlich, wo wir in seinem Schatten leben, säend, erntend, lesend, schreibend, sprechend, Gemeinschaft gründend.

Das ist die Schönheit gestaltenden Menschseins, dass, wenn wir fragend schafften aus der Unverfügbarkeit der Welt, wir immer neu Lebendigkeit fänden, über die wir nicht verfügen können, die wir nur hervorbringen hülfen. Das Leben des Gärtners, der Latein gelernt hat: «Es dunkelt jetzt, wird eng im Jahr. Du kannst Dir nichts mehr denken. Fast alles, was im Garten sein kann, ist geschehen.» (Walser) Aber eben: «Schau in die Wolken ...»